

# Bekenntnisse des „schwererziehbaren“ Torsten R.

## Das DDR-Spezialkinderheim in Plau am See aus der Sicht eines Eingewiesenen

*Seit einigen Jahren lese ich mit viel Interesse und Freude unseren „RotFuchs“. Ich warte schon immer auf die nächste Ausgabe. Als ehemaliger Offizier der DDR-Grenztruppen empfinde ich es als sehr erfrischend, Meinungen Gleichgesinnter zu erfahren und daraus eigene Schlußfolgerungen abzuleiten. Ich freue mich, daß es Euch gibt.*

*Am 1. Oktober fand ich in unserer hiesigen Tageszeitung „Der Prignitzer“ einen Artikel, den ich Euch nicht vorenthalten möchte. Er zeigt, daß nicht alle Menschen auf den Zug der Lügen und Verdrehungen zum Thema DDR-Heimerziehung aufgesprungen sind. Klaus Geißler, Plattenburg*

Plau am See. Ein Dankeschön an das Spezialkinderheim? Eine verdächtige Sache, wo doch die Heimerziehung gerade einer der todsicheren Aufreger landauf landab ist. Es geht um Unrecht, Gewalt, Demütigungen – in kirchlichen Häusern tief im Westen ebenso wie in Einrichtungen der ehemaligen DDR-Jugendhilfe. Seit Auflage eines Entschädigungsfonds werden vor allem Leidensgeschichten laut – was zwei Männer aus Plau am See (Landkreis Ludwigslust-Parchim) mächtig ärgert. Im Kleinstadtidyll am Plauer See gab es einst ein Spezialkinderheim für 80 Jungen mit angeschlossener Schule von Klasse 5 bis 8. Die beiden Männer hatten damit zu tun und wollen ihre Sicht auf die Dinge schildern, auch wenn oder gerade weil diese Sicht nicht angesagt ist. Der eine fing Anfang der 60er Jahre als Erzieher an und blickt heute aus dem Ruhestand auf „43 Berufsjahre vor und nach der Wende“ zurück. Er sagt: „Ich will nichts verniedlichen, natürlich kann man die Dinge so oder so sehen, aber die Einseitigkeit stört mich.“ Der andere – Torsten Renne, Jahrgang 1958 –, war ein Heimkind. Mehrere Durchgangsheime, ein Kinderheim, zwei Spezialheime hat er kennengelernt. Er sagt: „Sie haben mich gerettet.“

Torsten ist in Erfurt geboren und noch keine 10 Jahre alt, als sein Leben aus den Fugen gerät. Er findet seine Mutter tot in der Küche, sie hat sich das Leben genommen. Der Vater ist bei der Armee und selten zu Hause, seine neue Frau knapp 19. „Eine Stiefmutter, die gerade mal zehn

Jahre älter war als ich, das ging nicht gut mit uns“, sagt er. Er läuft von zu Hause weg, wird geschnappt, läuft wieder weg. Manchmal kommt er nicht weit, manchmal schlägt er sich mehrere Tage durch. Er stiehlt und schwänzt und schwindelt. Ein haltloses Kind, entschlossen, dem Kindsein um jeden Preis davonzurennen.

„In der dritten Klasse haben sie mir ins Zeugnis geschrieben: ‚Wir können Torsten nicht beurteilen. Er war nur zwei Tage

Einer hat im Krieg gedient. ‚Ein Hardliner‘, sagt Torsten, „aber zu uns Kindern immer fair.“

Er ist in der 5. Klasse, als ihn die zentrale Heimeinweisungsstelle ins Spezialkinderheim schickt. Das Kinderheim zuvor hatte den Jungen nicht bändigen können. In Plau am See kommt Torsten in eine Gruppe mit 15 anderen Jungen, zugleich eine Klasse. Der Heimerzieher sagt: „Bei uns wurde ganz eng mit der Schule zusammengearbeitet. Viele Jungen hatten anfangs Vieren und Fünfen. Verbesserungen waren üblich.“ Er wehrt sich gegen das Klischee, in Spezialheimen seien meist strafversetzte oder gescheiterte Pädagogen untergebracht worden. „Wir hatten sogar einen promovierten Fachlehrer.“

Der Erzieher hat Prinzipien. „Wenn ein Neuer kam, habe ich seine Akte nicht gleich gelesen. Ich wollte mir ein

Bild machen“, sagt er. Und: „Wir haben viel öfter mit Lob als mit Tadel gearbeitet. Nach einer Woche ohne Beanstandungen gab es eine Anerkennung, in der zweiten eine Belobigung, in der dritten ein Lob vor der Gruppe, in der vierten ein Lob vom Heim. Nach einer Pause in Woche 5 folgte in der sechsten eine Auszeichnung mit kleiner Prämie und Information an die Eltern. Bei Verstößen gegen Verordnungen oder Gebote ging es vom Tadel über Rüge zur strengen Rüge. Das Schlimmste war der Arrest“, erklärt er. „Für Schüler ab 14 maximal drei Tage.“

Auch Torsten blieb die Arrestzelle nicht erspart: „Da gehört ein Kind nicht rein. Natürlich nicht“, urteilt er, betont aber zugleich: „Aus Gesprächen und Internetforen weiß ich, daß es körperliche oder psychische Züchtigungen gab. Ich habe selbst keine erlebt.“ In mehr als sechs Jahren Heimaufenthalt. Von Plau am See ging es für ihn nach Hohenleuben bei Gera, um die 9. und 10. Klasse zu absolvieren. „Dort waren wir acht Jungen und acht Mädchen in der Klasse.“ In Hohenleuben sind ihm Geschwister begegnet, deren Eltern einen Ausreiseantrag gestellt hatten. „Die waren auf jeden Fall ungerechtfertigterweise dort.“

Ansonsten vertritt er die Auffassung: „Ich hatte Klassenkameraden, denen ging es im Heim eindeutig besser. In 80 bis 90 Prozent der Fälle war das so.“ Vernachlässigte



Das Spezialkinderheim Plau trug den Namen „Berliner Bär“.

in der Schule.“ Einmal steigt er in einen Güterzug. Der fährt und fährt und steht schon fast in Saßnitz auf der Fähre, als der blinde Passagier bemerkt wird. Ein anderes Mal mischt er sich auf dem Bahnhof in eine Kindergruppe. „Irgendwie hatte ich mitgekriegt, daß denen einer fehlt“, sagt er. „Als ein Name aufgerufen wurde und sich keiner gemeldet hat, hab ich einfach den Arm gehoben und dann immer so weiter.“ Drei Tage Ferienlager auf Rügen – die Freude über den geglückten Coup des Jungen ist noch dem Mann von heute anzusehen. Dann stellt der Lagerleiter die Frage: „Wer bist du?“ Der Eindringling wird ins nächstgelegene Durchgangsheim gebracht. Der erwachsene Torsten nennt sein jüngeres Ich einen „Schwererziehbaren“, wohl wissend, daß dieser Begriff schon damals umstritten war. Damals – das ist ungefähr die Zeit, als der Erzieher in Plau am See anfängt. Sein Studium am Institut für Lehrerbildung Dömitz hat er beendet, an der Pädagogischen Fachschule im Schweriner Schloß macht er noch den Abschluß als Erzieher. Mit Anfang 20 geht der „Frischling“ ins Heim – interessiert bis mißtrauisch beäugt als der einzige Studierende, der prompt die „kalte und unpersönliche Atmosphäre im Haus“ kritisiert. Die meisten seiner Kollegen wurden nach Maßstäben des Dritten Reiches geprägt. Sie sind Tischler und Müller, Handwerker, die sich auf der Abendschule zu Erziehern qualifizieren.

Kinder, Waisen, aus überforderten Elternhäusern oder Trinkerfamilien, darunter nicht wenige „aus der Schicht der Intelligenz“. Bis heute trifft sich die Klasse aus Hohenleuben alle fünf Jahre. In ihrem ehemaligen Heim betreibt nun das Christliche Jugenddorfwerk Deutschlands eine sozialpädagogische Einrichtung. „Die kommen gar nicht damit klar, wenn da welche sagen, es war früher gar nicht so schlecht hier.“ Für Torsten einmal mehr der Beweis, welche Haltung erwartet wird. „Mich stört, daß jetzt viele auf dieser Opferwelle reiten. Natürlich soll, wer Schaden genommen hat, eine Entschädigung erhalten, und Täter müssen bestraft werden. Doch muß geprüft werden, ob der Schaden wirklich durch das Heim entstanden ist, oder nicht schon vor der Heimeinweisung vorhanden war.“

In seiner Abrechnung mit der Heimerziehung überwiegt das Positive: „Ich empfinde das System von Lob und Tadel als nicht verkehrt. Mir hat es beigebracht, Normen einzuhalten. Wenn ich etwas möchte, muß ich auch etwas dafür tun.“ Zwar hat es den Jungen gehörig genervt, daß er jeden Morgen zum Frühsport anzutreten hatte. „Natürlich kann man fragen, ob das Drill war: Aber wie soll man denn 16 eigensinnigen Jungen Normen beibringen? Das geht nicht ohne regelten Tagesablauf, Antreten zum Abendessen, Duschzeiten, Schuhputzzeiten, Hausaufgabenzeiten.“ Ärgerlich fand er die ultimative „Kollektiverziehung“: 800 Mark Kleidergeld pro Nase und Jahr in der Gruppe ausgeben, nur der Erzieher bekam das Geld in die Hand. „Einer hat Mist gebaut, und für alle wurde Fußball gestrichen.“ Schon als Kind erschien ihm das ungerecht, und rückblickend bemängelt er, daß die Selbstständigkeit auf der Strecke blieb. „Ich hatte Angst vor dem Tag, an dem ich aus dem Heim kam“, sagt er. „Da bin ich in den Selbstbedienungsladen gegangen und hab erst mal geguckt, wie die anderen das machen. Bei uns in Hohenleuben wurde ja nur übertrennen verkauft.“ Unterm Strich jedoch steht Torstens Fazit: „Wenn das Referat Jugendhilfe nicht gewesen wäre, würde ich heute auf der Straße liegen. Und genauso, wenn ich heute der Junge von damals wäre. Heute schaffen die wenigsten gestrauchelten Kinder den Sprung in ein normales Leben.“

Anfangs war es nur das Gefühl, im Heim besser aufgehoben zu sein als zu Hause. „Da gab es jahrelang kaum Kontakt.“ Daß es seine beste Chance war, das hat Torsten



Dieses im November 1976 in einer Torgauer Kinderkrippe aufgenommene Foto veröffentlichte die BRD-Zeitschrift „Stimme der Märtyrer“ im Juni 1978 als angeblich „aus einem sowjetischen Kinder-KZ geschmuggeltes Bild“.

in der 8./9. Klasse richtig begriffen. „Die 10. habe ich dann mit Auszeichnung gemacht.“ Etliche Jahre später konnte er auch mit Vater und Stiefmutter seinen Frieden finden. Torsten hat vier Berufsabschlüsse, darunter einen als Erzieher. „Ich habe das Ganze also auch noch von der anderen Seite gesehen.“ Der Familie wegen sattelte er um. Gleich mit der Wende gründete er



Karikatur: Klaus Stüttmann

in Plau am See, wo sich der Thüringer von Anfang an wohl fühlte, ein Unternehmen. Er führt es bis heute erfolgreich und zählt im Städtchen zu den angesehenen Bürgern. „Eine Erfolgsgeschichte“, betont sein Erzieher und Freund. „Und lange nicht die einzige: Von Torstens 10. Klasse sind heute 14 Ehemalige selbstständig und kommen gut zurecht.“ Er nimmt das als Lob für die Arbeit von Erziehern und Pädagogen. Dabei will er dem heiklen Thema unzulässiger Züchtigungen nicht aus dem Weg gehen. „Wenn Vergehen bekannt wurden, hat man sie auch geahndet“, sagt er und schildert ein Beispiel. Ein „leitender Pädagoge“ fand ein Unterhemd vor dem Fenster auf dem Rasen. Durch die Inventarnummer war klar, wem es gehörte. Ein

Junge hatte es vermutlich rausgeworfen. Der Mann haute es ihm links und rechts um die Ohren. „Am nächsten Tag war er seine Funktion los.“ 43 Jahre Jugendhilfe, die meisten vor, die letzten nach der Wende – der Rentner ist stolz darauf. Allerdings: „Ich glaube, noch mal würde ich den Weg nicht gehen. Es war schon eine schwere Arbeit, ja auch eine Arbeit mit Widersprüchen.“ Sie im nachhinein zu bewerten, setze voraus, danach zu fragen, was war und warum es so war. „Es geht mir darum, die Dinge einzuordnen. Ich würde gern bei der Aufarbeitung des Themas helfen“, sagt er.

Ihm mißfällt, wie bisweilen um Erziehung und die Verantwortung dafür gefeilscht wird. Eltern? Schule? Gesellschaft? Er sieht es so: „Erziehung ist eine Aufgabe für alle. Mich ärgert diese Wegguck-Pädagogik. Wer bleibt dabei auf der Strecke? Die Kinder.“ Weggucken kommt für ihn nicht in Frage: Im Schuhladen beobachtete er eine Gruppe Mädchen. Als ein Paar alte Bodden in den Schuhkarton und die Neuen aus dem Laden wandern sollten, schritt er mit der altmodischen Frage ein: „Machen kleine Mädchen so etwas?“ An der Bushaltestelle beobachtete er, wie ein großer Junge einem jüngeren eine Zigarette zusteckte, ging hin und fragte: „Weißt du, daß du dich damit strafbar machst?“ Eine Meinung zu vertreten, obwohl sie unbequem ist – Torsten Renne schreckt davor ebenfalls nicht zurück. Beim Heimkinder-Forum im Internet stieß er auf einen Mann, der unter Pseudonym heftig über seine Heimzeit in Plau am See und die Erzieher wettete. „Durch gezielte Fragen habe ich rausgekriegt, wer er ist und daß er in meiner Gruppe war“, sagt Torsten. Er gab sich dem anderen zu erkennen und schrieb ihm: „Deine Eltern waren Trinker, und du mußt auf der Straße leben. Und im Heim bist du ganz sicher nicht geschlagen worden.“ Daraufhin

brach die Verbindung ab. „Das sind Leute, die sich in jeden Wind drehen.“ Der Ausreißer, Schwänzer und Langfinger, der die Kurve kriegte und zum Erzieher und Unternehmer wurde, stellt auch eine letzte provokante These in den Raum: „Wenn ich sehe, wie viele Kinder heute auf der Strecke bleiben, Alkohol, Drogen und Kriminalität verfallen, dann sind das sicher bedeutend mehr, als in DDR-Heimen untergebracht und mit heutigen Worten ‚gebrochen‘ wurden. Jede Medaille hat ihre zwei Seiten, die man aber auch gelten lassen muß.“

Marlis Tautz

Die Genehmigung zum Abdruck wurde durch den Übermittler bei der Autorin eingeholt.



# „Das Grüne Ungeheuer“ in Guatemala

Ein „Straßenfeger“ des DDR-Fernsehens feierte  
50 Jahre nach seiner Premiere Triumph

Als Halbwüchsiger war ich vernarrt in die spannenden Indianer- und Abenteuergeschichten von Karl May. Wir tauschten seine atemberaubenden Erzählungen untereinander aus und lasen sie in den Nächten mit der Taschenlampe unter der Bettdecke bis zum Morgengrauen. Erst als wir vernahmen, daß dieser von uns so sehr Verehrte nicht ein einziges dieser Abenteuer selbst bestanden, nicht eine dieser phantastischen Gegenstände persönlich je gesehen, geschweige denn bereist hatte, schlug unsere liebevolle Zuneigung jäh in grenzenlose Verachtung um. Wie kann ein ehemaliger Schullehrer auf so niederträchtige Weise eine ganze Generation junger Menschen hinter Licht führen und beschwindeln! Karl May war für viele von uns verfehmt, erledigt und gestorben.

Vor mehr als einem halben Jahrhundert befand ich mich dann selbst in einem ungewöhnlichen, ja geradezu fatalen Dilemma. Es verfolgte mich bis in das vergangene Jahr, und ich war außerstande, ihm auszuweichen. 1961 bot man mir an, das „Grüne Ungeheuer“ für das DDR-Fernsehen zu verfilmen. Ich kannte zwar das spannende und abenteuerliche Buch des verdienstvollen Schriftstellers Wolfgang Schreyer und ein schon vorliegendes Szenarium von P. H. Freyer, hielt es aber, wie alle vor mir damit befaßten Kollegen, für eindeutig unverfilmbar.

Mittelamerika! Blauer, wolkenloser Himmel, Palmenhaine und Bananenplantagen, weiße Haciendas und aus alten Brettern und Lumpen zusammengezimmerter Elendshütten. Sattes Dschungelgrün und dunkelhäutige, von Indianern und Azteken abstammende Ureinwohner sowie eine Menge Komparsen, die auch optisch das Land charakterisieren sollten. Wie in aller Welt sollte das umgesetzt werden?!

Der Gedanke, kurz nach dem Bau der Berliner Mauer im kapitalistischen Ausland drehen zu können, wäre utopisch gewesen. Ich blieb also bei meiner konsequenten Ablehnung.

Man ließ aber nicht locker. Unter der sachkundigen und Wissen vermittelnden Anleitung kompetenter Mitarbeiter unseres Außenministeriums rückte mir das Land Guatemala – ohne daß ich es je gesehen hatte – immer näher. Schließlich fing ich Feuer. Mir war indes klar, daß dieser erste Fünfteiler des DDR-Fernsehens, den wir drehen sollten, kein Experiment war, sondern ein Wagnis mit ungewissem Ausgang. Wir wollten unseren Zuschauern etwas bieten: Spannung, Abenteuer, Exotik, Liebe, fremde Länder mit Palmen, geheimnisvollen Dschungel und ewig blaues Meer. Aber wir wollten auch zeigen, was sich oft hinter dieser Traumkulisse verbirgt:

Ausbeutung des Landes und der Bevölkerung, Neokolonialismus und moderne Sklaverei.

Hintergrund der Handlung ist der von der CIA organisierte Sturz des guatemalteki-schen Präsidenten Jacobo Arbenz Guzmán im Rahmen der militärischen „Operation



Zeitungsbeilage in 10 000 Exemplaren

Success“ im Juni 1954. Die United Fruit Company hatte damals das Monopol für den Bananenhandel in Mittel- und Teilen Südamerikas. Sie verfügte über eigene Frachterflotten und Eisenbahnlinien. Sie hatte eine tief verwurzelte und langanhaltende kommerzielle und politische Macht in den sogenannten Bananenrepubliken und war im Hintergrund an ungezählten Revolten und Umstürzen in lateinamerikanischen Ländern beteiligt.

Das Volk nannte sie nur La Bestia Verde,



Unser Autor, der Regisseur Rudi Kurz

das „Grüne Ungeheuer“. Dieser gigantische Konzern war der eigentliche Herrscher in den dortigen Regionen und wurde insgeheim wie offiziell von den USA unterstützt. Plantagen von ungeheurem

Ausmaß befinden sich noch heute über Guatemala hinaus in Costa Rica, Honduras, Panama und Kolumbien im Besitz des US-Superkonzerns United Brands, wie er nach einer Fusion inzwischen heißt. Klagen wegen Kinderarbeit, sexueller Belästigung, Einsatz von Pflanzengiften, verschmutztem Trinkwasser und fehlendem Arbeitsschutz werden brutal abgeschmettert. Man rechnet mit weit mehr als 100 000 Todesopfern durch die Putsche und das Wüten der Todesschwadronen.

Mit diesen realen Vorgängen war meine fiktive Handlung eng verflochten: Ein junger Pilot, ehemals Unteroffizier der Luftwaffe Görings und Hitlers, gerät bei der Arbeitssuche unbewußt in ein kriminell-politisches Unternehmen, das im Auftrag der United Fruit Company am Sturz der rechtmäßigen Regierung beteiligt ist.

Die Dreharbeiten gestalteten sich größtenteils äußerst schwierig. In meinem hochbegabten jungen Kameramann Hartwig Strobel, der in Moskau ausgebildet worden war, und mit dem ich kurz zuvor „Das vielgeliebte Sternchen“ gedreht hatte, und dem Filmarchitekten Ernst Pech, einem begnadeten Improvisator, hatte ich einfallsreiche Mitstreiter. Ihnen und einem bis an die Grenzen ihrer Möglichkeiten einsatzbereiten Arbeitsstab hatte ich es zu verdanken, daß der Film – auch in einer gekürzten Fassung für das Kino – selbst kritischen Augen standhalten konnte. Mit einer Ladung Kunststoffpalmen und einem LKW voller Pappkisten aller Größen und Formen sorgten sie mit anderen äußerlichen Attributen für mittelamerikanisches Flair.

Unser Film-Partnerland Bulgarien mußte nicht nur für diesen, sondern auch für meine weiteren Südamerika- und Spanienfilme eine glaubhafte Kulisse abgeben. Berge, Schluchten, Wasserfälle, Kriegsgeschehen. Den Dschungel ersetzte das damals noch undurchdringliche Flußdelta des Ropotamo, der unweit der türkischen Grenze ins Schwarze Meer fließt. Wir falteten nachts aus weißem Papier Orchideen und Lianen und hängten sie am Tage in das dichte Baumgewirr. Behelfsmäßige Knüppeldämme, die wir selbst legten, waren unser täglicher Anmarschweg aus zum Teil noch sehr primitiven Unterkünften. Für unterwegs nahm sich jeder an den Arbeitstagen ein Stück Brot, Tomaten und Zwiebeln mit. Weintrauben brachte uns die einheimische Requisite. Die Bulgaren unterstützten uns freundschaftlich und nach besten Kräften. Die Verständigung war wie Trommeln im Urwald, ohne Telefon und Sprechfunk. Aber alle waren mit Feuereifer und Leidenschaft bei der Arbeit. Ich hatte mit Wilhelm Koch-Hooge, Eva-Maria Hagen, Fred Düren, Erik S. Klein,

Ivan Malré, Gerd Biewer, Joachim Tomaszewsky, Gerd Ehlers, Wolfgang Greese und vielen anderen – auch bulgarischen – namhaften Schauspielern eine überzeugende Darstellergilde, die alle die Unbilden der Dreharbeiten mit hohem persönlichem Einsatz überwinden half.

Die blutjunge Schauspielerin Kati Szekely, von herrlich naiv-jugendlichem Zauber, wurde mit dem etwas herb wirkenden norddeutschen Jürgen Frohriep der Mittelpunkt der Serie. Nie vergessen konnte ich den kühlen Kommentar eines unserer Chefs, der nach der letzten Studioabnahme sarkastisch äußerte: „Nicht schlecht. Aber glücklicherweise liegt Guatemala weit hinter dem Atlantik.“ Eigentlich hatte er ja recht, denn eine Überprüfung der wirklichen Gegebenheiten und der optischen Übereinstimmung war für unser Publikum kaum möglich. Die Serie war damals ein großer Erfolg mit erwiesenermaßen starker Resonanz in der Bevölkerung. Bei Fernseh- und Kinozuschauern wurden Kati Szekely und Jürgen Frohriep zu Publikumslieblingen. Und doch! Mein früherer Karl-May-Komplex ließ mich nicht los. Ein leichtes Unbehagen blieb immer noch. Ich hatte wegen der Unzulänglichkeit der optischen Mittel lange Zeit ein schlechtes Gewissen. Erst Jahre später, als ich übermüdet und abgeschlafft nach Mitternacht von Babelsberg nach Hause fuhr, hörte ich Erich Selbmanns vertraute Korrespondentenstimme im Radio: „Heute Abend sind zum vierten Mal Moskaus Straßen leer. Und das wird auch morgen der Fall sein, wenn der fünfte Teil des Straßenfegers ...“

Da kroch mir ein ganz leichtes Gefühl der Befriedigung über den Rücken. Moskau! 10 Millionen Einwohner, Kati und Jürgen auf Russisch! Ich konnte es mir nicht vorstellen, aber es war ein klitzekleines Glücksgefühl im banalen Filmalltag. Und mein Gewissen legte sich langsam und sicher zur Ruhe.

Mehr als ein halbes Jahrhundert war vergangen, als ich vor einiger Zeit einen Anruf des bekannten Dokfilmregisseurs Uli Stelzner erhielt. Er müsse mich dringend sprechen. Ich sagte zu, obwohl mir sein Drängen nicht verständlich war. Stelzner ist als ausgewiesener Kenner der Verhältnisse in Mittel- und Südamerika bekannt. Er lebt und arbeitet längere Zeiten vor Ort und dreht mit großem innerem Engagement sozialkritische Dokumentationen. Unbeirrt setzt er sich gegen Armut und für Gerechtigkeit ein, obwohl er damit auch schon in lebensbedrohliche Situationen geriet. Nach einer knappen Stunde stand er vor mir. Weniger als halb so alt, dafür aber um die Hälfte größer als ich strahlte er mich an und überreichte eine Einladung für mich und meine Frau. Nach GUATEMALA!

Ehe ich meine Sprachlosigkeit überwinden konnte, erklärte er mit begeisternden Worten, daß in der Hauptstadt Guatemala City ein Filmfestival unter dem Titel ERINNERUNG – WAHRHEIT –

GERECHTIGKEIT stattfinden werde. Dort sollten zehn Tage lang Filme aus Lateinamerika und Europa gezeigt werden, die „Verdrängtes ans Licht bringen“, wie es in der Ankündigung hieß. Als Mitglied des Organisationskomitees verkündete Stelzner nun stolz und mit der erklärten Absicht, mir eine große Freude zu



Cover der guatemalteckischen DVD mit Jürgen Frohriep und Katy Szekely

bereiten: „... und Ihre fünfteilige Serie ‚La Bestia Verde‘ wird zwei bis drei Tage lang an hervorragender Stelle eingesetzt werden.“

Totenstille. Ich starrte ihn an. Es dauerte einige Sekunden, bis diese Nachricht mit ihren Konsequenzen in mich hineinsickerte. Meine Frau ahnte schon, was kommen würde. Da sprang ich auf, daß die Kaffeetassen klirrten und sagte bedrohlich leise: „Herr Stelzner! Ich kann leider ihre Bemühungen nicht achten. Dieser Film, der unter Improvisationsbedingungen zustande gekommen ist, die so haarsträubend waren, daß sich heute niemand ein Bild davon machen kann, wird niemals in Guatemala laufen! Ich kann und werde nicht zulassen, daß unsere ehrlichen Bemühungen von damals dem Gespött preisgegeben werden. Palmen aus Pappe, unrasierte, auf alt geschminkte Potsdamer Studenten als arme Guatemalteken, Kakteen, Bananenstauden und Apfelsinenbäume aus angemalter Knetmasse, Uniformen, die unserer Phantasie entsprangen, von Fahrzeugen, Hazien, das, Plantagen und Elendshütten ganz zu schweigen.“

Meine Stimme hatte sich inzwischen zu früherer Atelier-Lautstärke gesteigert. Meine Frau holte vorsorglich die Blutdrucktabletten aus dem Schlafzimmer. Ich endete: „Ihre Bemühungen und Ihr guter Wille in Ehren, Herr Stelzner, aber die Zuschauer vor Ort kämen sich veralbert und verkohlt vor.“ Ich war außer Atem und setzte mich.

Dann antwortete Stelzner in aller Ruhe: „Verehrter Herr Kurz. Sie haben weder Einspruchs- noch Unterlassungsrecht. Wir haben von dem juristisch dafür zuständigen Filmarchiv die Aufführungsrechte bekommen. Der Film ist in allen seinen Teilen schon mit spanischen Untertiteln versehen und liegt in Guatemala bereits am Aufführungsort vor. Die dortigen Verantwortlichen haben ihn inzwischen gesehen und sind begeistert, da alle politischen und historischen Fakten sowie die folkloristischen Umstände wahrheitsgetreu gestaltet sind und die Handlung voller Spannung ist. Wir haben auch eine Zeitungsbeilage in 10 000 Exemplaren mit dem Titel ‚Guatemala en la RDA – Guatemala in der DDR – vorbereitet, mit Fotos, Einführungstexten und Berichten über meine Begegnung mit Ihnen und Wolfgang Schreyer.“

Die guatemalteckische Gesellschaft soll wissen, wer die Macher sind und wie sie heute leben. Man erwartet nun, Sie selbst und Ihre Gattin in Guatemala begrüßen zu dürfen. Man hofft auf Ihre Teilnahme an der Aufführung, an den anschließenden Publikumsforen und eventuellen Vorträgen.“

Es dauerte eine kleine Weile, bis ich das alles verdaut hatte. Dann freute ich mich über diese unvorhergesehene Wendung. Der Rest war Kalkulation mit den bekannten Faktoren: Alter, angeschlagene Gesundheit, Streß der 20-Stunden-Flüge, Aufregung bei den Veranstaltungen ... Schweren Herzens mußten wir absagen. Ich hätte nur allzu gern von diesen späten Früchten genossen.

Was bleibt? Ich zitiere Stelzner: „Das Festival war in jeder Beziehung ein großer Erfolg. Das ‚Ungeheuer‘ wurde von vielen Zuschauern gesehen. Podiumsdiskussionen mit Historikern, Filmkritikern und einheimischen Filmemachern folgten. Das Publikum bestand aus drei Generationen. Eine große Zahl älterer Menschen, welche die Zeit selbst erlebt haben, aber auch viele Erwachsene, die ihre Kinder mitbrachten.“

Die Diskussion dauerte über zwei Stunden, und das Seltsame war, daß am Ende niemand gehen wollte und viele auf die weiße Leinwand blickten, als ob die Geschichte sie nicht losließe. Die Presse war entsprechend begeistert. Auch wenn der Film über 50 Jahre alt ist, so hat er für die Menschen hier eine große Bedeutung.“

Stelznerns Bericht endet: „Ich möchte mich im Namen des Publikums und aller Betrachter der DVDs, die wir hergestellt haben, bei Ihnen und dem gesamten seinerzeitigen Team bedanken. Ihre Interpretation und Darstellung der Geschichte ist die bisher einzige in Spielfilmform, welche die Ereignisse von damals aus der Sicht des Volkes beschreibt!“

Nachdenklich und ein bißchen stolz bin ich schon, daß ich hier einen Fingerabdruck hinterlassen habe, der an die Haltung unseres verschwundenen Landes erinnert.

Rudi Kurz